

Klick my desire! Begehren im digitalen Code

Angerer, Marie-Luise

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Angerer, M.-L. (1996). Klick my desire! Begehren im digitalen Code. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 20(3), 69-80.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266633>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Marie-Luise Angerer

Klick my desire! Begehren im digitalen Code

»Sie fragte sich, was man eigentlich mit einem Cyborg anfang. Sie hatte Gigabytes von Material über seine Hardware durchwatet, trotzdem war sie verwirrt. Konnte man einen Cyborg küssen? Ob sein Mund wohl so trocken war wie ein Büchsenöffner? Er war es nicht. Seine Lippen waren weich auf ihren. Seine Zunge war ein wenig glatter als die eines Menschen, aber feucht. Alles war glatter, ebenmäßiger, vollkommener. Die Haut seines Rückens war nicht wie die Haut anderer Männer, mit denen sie zusammengewesen war, (...). Seine Haut war so geschmeidig wie die einer Frau« (Piercey, 1992, S. 201).

Für die meisten – zumindest im offenen Gespräch – unvorstellbar und abzulehnen – Erotik im Netz, dennoch für viele – im Stillen – ein anziehendes Unterfangen – ein Grenzüberschreiten, nur unter »unsichtbarer« Kontrolle der NetzbewohnerInnen oder SurferInnen.

Worin besteht – zunächst einmal allgemein gefragt – die Faszination erotischer Inszenierungen? Welche Situationen sind mit sexuellen Fantasien und Gefühlen aufladbar? Was oder wer klickt wo? – Und mit dieser allgemeinen Formulierung ist die »Netz-Erotik« zurückschickt in den allgemeinen Kontext von Sexualität und ihren unterschiedlichsten Manifestationen, Praktiken und Präferenzen: Telefonsex, S/ M, Fetischismus, Geschlechterrollen-Tausch, etc.

Allucquère R. Stone, US-amerikanische Cyber-Theoretikerin war eine der ersten, die »Sex im Cyberspace« in unmittelbare Nachbarschaft von Telefonsex angesiedelt hat, indem sie nach der Übertragung und den Daten, die übertragen werden, fragte bzw. diese Transformationsprozesse verglich.

»Eine der ersten Gemeinschaften, die ich im Verlauf meiner Arbeit über virtuelle Gemeinschaften untersuchte, war eine Gruppe von Sex-Arbeiterinnen. Ich wollte begreifen, wie sie Informationen über den menschlichen Körper auf einen Satz kleinster Zeichen reduzieren und diese durch die Leitung schicken,

und die Person am anderen Ende der Leitung muß dann sozusagen nur heißes Wasser hinzufügen, um wieder ein sehr differenziertes und komplexes Körperbild herzustellen. Aus der Beobachtung von Telefon-Sex-Arbeiterinnen kann man also zwei Erkenntnisse ableiten: erstens, bei der Erzeugung von Begehren und Erotik funktioniert Datenverdichtung durchaus. Und zweitens: es ist immer irgendwo ein Körper mit im Spiel. Es gibt keine Erotik ohne einen Körper, und sei es ein imaginierter« (Stone, 1995, S. 199).

Denn Sexualität und Fantasie sind in ihrer Ursprünglichkeit bereits verwoben. Wie Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis in »Fantasy and the Origins of Sexuality« hierzu ihre Freud-Interpretation vorlegen: Der Status von Fantasien ist nicht einer zwischen Realität und Illusion, sondern der Terminus der »psychischen Realität« ist strukturell zu verstehen. Der Ursprung von Fantasien ist im Auto-Erotismus zu verorten, der wiederum keine evolutionäre Stufe darstellt, sondern gesehen werden muß »als ein Moment wiederholter Trennung von sexuellem Begehren und nicht-sexueller Funktionen: Sexualität ist von jedem natürlichen Objekt abgelöst und wird der Fantasie überantwortet und wird durch diesen Vorgang erst als Sexualität existent« (eigene Übersetzung, Laplanche & Pontalis, 1986, S. 27 ff.). Fantasie kann demnach als setting des Begehrens verstanden werden.

Damit ist der Körper als immer schon gedoppelter, als real und repräsentiert ins Spiel gebracht, wodurch eine Annäherung an das Wesen digitalen Begehrens möglich wird. Slavoj Žižek hat »virtuellen Sex« folgendermaßen definiert: Wir bewegen uns von einem In-sich zu einem Für-sich, das heißt, »die Virtualisierung, die bisher in sich war, ein Mechanismus, der implizit ablief als die verborgene Grundlage unseres Lebens, wird nun explizit und als solcher postuliert, was entscheidende Folgen für die Realität selbst hat« (Žižek, 1995, S. 128).

Wir sind vielleicht die letzte Generation der menschlichen Spezies, die ohne Datenhaut oder cyber-Organen geboren wird.

Nostalgische Reminiszenz in bezug auf den Körper wäre allerdings, so Arthur und Marilouise Kroker, völlig unangebracht, zumal wir längst aus den Augen verloren hätten, wo der Körper jemals angesiedelt war: Der begehrende Körper, der sexuierte Körper, der Techno-Körper, der Konsumkörper, der narkotisierte Körper, der Arbeitskörper, der disziplinierte Körper – welcher ist real und welcher nicht? Vielleicht ist die verlorene Utopie des Körpers, der niemals

existierte, die verführerische Basis der digitalen Realität. Eine Realität, die nicht vom Willen, den Körper zu verlassen, sondern vom Willen, den verlorengegangenen Referenten des Körpers in einer neuen Architektur eines virtuellen Körpers einzusammeln, beherrscht ist (vgl. Kroker & Kroker, 1996).

The human interface

Der Traum, den Körper als Hülle abzustreifen, und auf diese Weise – immateriell – Ewigkeit zu erlangen, ist wirklich nicht neu, und doch wird er immer wieder mit gleicher Begeisterung – vorwiegend von Männern – wiederholt. Eine Kultur nicht ohne Körper, sondern der Körper verschwindet in seiner historischen Form. Neue Körper werden sich rekonstruieren, sich materialisieren, wie Roy Ascott gemeint hat, doch mit neuen Grenzziehungen. Der Geist sei wieder vom Körper umhüllt, doch wir wären dabei, dessen Rahmen auszuweiten (vgl. Ascott, 1993).

Doch ist es wirklich nur dasselbe Spiel, das sich mit neuen Mitteln hier wieder inszeniert? Oder sind die Veränderungen anderer und grundlegender Art? Was bedeutet es, den Körper als Text, als Screen, als gedoppelt – real und repräsentiert – zu denken? Was bedeutet die Vorstellung, den Körper nicht als Limitation, sondern als dehnbare, variable Kondition von Identitäten und ihren Differenzen? (vgl. Grosz, 1991).

Die erotischen Dimensionen maschineller Konstruktionen (Junggesellenmaschine) sind ebenfalls nichts neues, die libidinösen Besetzungen von Geschwindigkeit, Kraft, Gewalt usw. (Futuristen) sind psychoanalytische Alltäglichkeiten. Sind dann also, so die Frage, Telephonsex, Sexualität als Computer-Simulation und virtueller Orgasmus einfach Analoges digitalisiert?

In »The Pleasure of the Interface« zitiert Claudia Springer den Science-Fiction Autor J. G. Ballard zur Flucht aus dem physischen Körper und zur Frage der erotischen Erfüllung, die damit verknüpft ist:

»Ich glaube, daß Sex im organischen Sinne, also Körper an Körper, Haut an Haut nicht mehr länger möglich sein wird. (...) Wir bekommen eine völlig neue Ordnung sexueller Fantasien, die verschiedene Arten von Erfahrungen

implizieren, wie Autounfälle, Flugzeugreisen, und diese ganze Auflage von neuen Technologien« (eigene Übersetzung, zit. in Springer, 1991, S. 303).

Abgesehen vom neuen Stoff, aus dem unsere Träume sich weben, hat die Realität jedoch die Unmöglichkeit – »body against body« – unter spezifischen Bedingungen tatsächlich verändert und/ oder unmöglich werden lassen. Mit keinem Menschen verbringe ich soviel Zeit wie mit meinem Computer, hat Sandy Stone es einmal formuliert (vgl. Stone, 1991). Und AIDS steht als Name für neue un/ körperliche Umgangsweisen, für ein anderes Sprechen und Wahrnehmen von Körper, Sexualität und Geschlecht (vgl. Stanton, 1992).

Wenn der Körper, wie Judith Butler ausgeführt hat, erst intelligibel wird, wenn er geschlechtlich markiert ist, dann ist klar, daß die umgesetzten Fantasien in den künstlichen Welten in erster Linie die ihrer Programmierer und AnwenderInnen sind. Und während in der Populärkultur (Science-fiction Literatur, Musikvideos usw.) die Grenzverwischungen zwischen Mensch und Computer enthusiastisch zelebriert werden, bleiben die »gender boundaries«, wie Claudia Springer anmerkt, seltsam unflexibel: »Cyberkörper haben die Tendenz, Maskulinität und Feminität sehr übertrieben darzustellen« (Springer, 1991, S. 309). Wie Janet Bergstrom dazu in »Androids and Androgyny« ausführt, müsse diese vielfach übertriebene Inszenierung sexueller Differenz einfach auch dahingehend verstanden werden, daß sie der einzige Orientierungspunkt in einer »Welt jenseits unserer Normen« geblieben ist (zit. in Springer, 1991, S. 310).

Michel Foucault hat in seiner Geschichte von »Sexualität und Wahrheit« wohl am Eindrücklichsten das Funktionieren von Macht in ihrer produktiven Dimension analysiert und gemeint, welche Ironie dem Sexualitätsdispositiv innewohne, indem es uns glauben mache, daß es um unsere Befreiung gehe. Denn ...

»Sexualität ist der Name, den man einem geschichtlichen Dispositiv geben kann. Die Sexualität ist keine zugrundeliegende Realität, die nur schwer zu erfassen ist, sondern ein großes Oberflächennetz, auf dem sich die Stimulierung der Körper, die Intensivierung der Lüste, die Anreizung zum Diskurs, die Formierung der Erkenntnisse, die Verstärkung der Kontrollen und der Widerstände in einigen großen Wissens- und Machtstrategien miteinander verketteten« (Foucault, 1977, S. 128).

Hierbei wird nun ein Gebot sichtbar, das so charakteristisch für das moderne Abendland wäre: nämlich die unendliche Aufgabe, sich selbst oder einem anderen sooft als möglich alles zu sagen, was zum Spiel der Lüste, der zahllosen Gefühle und Gedanken gehört, die in irgendeiner Weise den Körper und die Seele mit dem Sex verbinden. Und diesbezüglich kann das Netz als große elektronische Beichte auch verstanden werden, in der sich Millionen vernetzter UserInnen täglich ihre Sehnsüchte, intimsten Wünsche, Perversionen, Begierden detailreich mitteilen. Also, ein erneuter Intensivierungsschub, auf den die staatliche Zensur bereits auch erwartungsgemäß reagiert hat (Stichwort: Verbot pornografischen Materials durch CompuServe).

Computer-Crossdressing und cyber-mirror-phase

90 % der User sind derzeit männlich, sind zwischen 20 und 35 Jahre alt und verdienen relativ gut. Diese neuen Technokraten (Vilém Flusser) sind aber in einem hohen Ausmaß im Netz selbst weiblich. Sandy Stone hat in diesem Zusammenhang von Computer-Crossdressing gesprochen.

»Cyberspace betreten heißt tatsächlich cyberspace anziehen – ein cyborg zu werden. Den verführerischen und gefährlichen cybernetischen Raum wie ein Kleidungsstück anzuziehen bedeutet auch, das Weibliche anzuziehen. Cyberspace ist zugleich eine Entkörperlichung und Wiederverkörperung im polymorphen, hyperoberflächlichen Charakter des Console-Cowboys. Wenn dieser beladene, vielgeschlechtliche, halluzinatorische Raum mit der physischen Person des Console-Cowboys zusammentrifft, wird durch die intensive Berührung, die mit einer derartigen Körperwahrnehmung verbunden ist, jene verführerische Qualität erzeugt, die man cybernetic act bezeichnen könnte« (eigene Übersetzung, Stone 1991, S. 109).

»Where do I meet my body in the net?« fragen sich denn auch Mark C. Taylor und Esa Saarinen, Autoren der »Imagologies«, denn im cyberspace könne man das eigene Selbst so leicht wechseln wie seine Kleidung, Identitäten werden unendlich plastisch in einem endlosen Spiel von Bildern. Konsistenz wäre keine Tugend mehr, sondern werde zu einem Laster. Integration bedeute Limitation, denn wenn etwas sich immer verändert, ist jede/r ein niemand (vgl. Taylor & Saarinen, 1994, S. 8 ff.).

Daß jede/r ein niemand werden möchte, dem widersprechen jedoch alle nur möglichen Befunde, die es derzeit über die NetzbewohnerInnen gibt. Auch wenn sie ebenso wie Stone von Kleidung sprechen, so in einem oberflächlichen Gestus, der den psychoanalytisch motivierten von Stone nicht aufzugreifen imstande ist. Dies unternimmt Marc Poster – wenngleich nicht psychoanalytisch, jedoch stellt er sich die Frage nach dem möglicherweise anderen Subjektstatus in wahrnehmungstheoretischer Sicht.

Marshall McLuhans Fokussierung auf den sensorischen Apparat eines Subjekts und dessen mediale Erweiterungen und Verstärkungen zentrierte sich bzw. wäre einem Subjektbegriff verpflichtet – wie Poster anmerkt – der dieses im wesentlichen als ein passiv empfangendes begreift. Es wäre kein aktiv interpretierendes, sinnproduzierendes Subjekt. Doch was die Rede von einer Informations- oder einer Mediengesellschaft in ihrer radikalen Ausformulierung wirklich meine, wäre, daß es nicht nur um den sensorischen Apparat, sondern um eine komplette Neugestaltung von Subjektivität gehe, ihre Relation zur Welt der Objekte, ihr Verortetsein in dieser Welt. Wir sind weniger mit der Ankunft eines neuen Mediums konfrontiert, denn mit einer allgemeinen Destabilisierung des Subjekts (vgl. Poster, 1994, S. 15 ff.).

Bereits McLuhan hat in der Bestimmung einer endogenen Betäubung, einer schockartigen Betäubung, wie sie dem medialen Environment zugesprochen wird, eine Form des Spiegelstadiums beschrieben. Denn die Sage von Narziß handle nicht, wie er betont, von Selbstverliebtheit, sondern benenne die schockartige Betäubung des Narziß angesichts des eigenen Bildes, das er als Anderen interpretiere. Die Selbstverkenning ist jedoch nun das zentrale Moment der Theorie des Spiegelstadiums Jacques Lacans, das von einer projektiven Identifikation als ursprünglicher Verfehlung im Prozeß der Subjektkonstitution handelt.

Das »Menschenjunge« zwischen dem 6. und 18. Monat, also noch im Zustand völliger motorischer Abhängigkeit, nimmt – so Lacan – im Spiegel die Ganzheit (s)eines Körpers wahr und anerkennt dieses vollkommene Bild als sein Ideal-Ich. In diesem Vorgang wird die Instanz des Ichs auf einer fiktiven Linie situiert,

» ... die das Individuum allein nie mehr auslöschen kann, oder vielmehr: die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird, wie erfolgreich im-

mer die dialektischen Synthesen verlaufen mögen, durch die es, als Ich, seine Nichtübereinstimmung mit der eigenen Realität überwinden muß« (Lacan, 1975, S. 64).

Dieses Spiegelbild-Verhältnis als ursprüngliche Verkennung und Ich-Erfindung soll nun im cyberspace überwältigt, nochmals anders vielfältig werden. Das heißt, der neuen Phase einer terminal identity (Scott Bukatman) wird eine völlig andere Dynamik wie dem Lacanschen Spiegelstadium zugesprochen. Wie N. Kathrin Hayles dazu ausführt, ist dabei vor allem der Prozeß der Identifikation ein ganz anderer bzw. muß erst als solcher analysiert werden. In den cyberspace einzutreten bedeute demnach, daß Subjekt- und Objektpositionen in einer reflexiven Dynamik verbunden sind, was ihre Identifikation problematisch mache. Wenn dem Imaginären Lacans nun eine neue dreidimensionale Physikalität entspreche, bedeute dies notgedrungenmaßen – in diesem Sinne durch die Autorin weitergedacht – eine Herausforderung an die Grenzen des Körpers, dessen Anfang und Ende (vgl. Hayles, 1994).

Die Beschreibung einer Begegnung im cyberspace, in dem die Repräsentation meines Körpers auf diejenige eines anderen trifft, oder in der sich je und moi voneinander und zueinander bewegen, ist möglicherweise ein Vorgang, der die Lacansche Subjektkonstituierung radikalisiert in sich trägt.

Sowohl die euphorischen Ankündigungen eines ganz anderen Spiegelstadiums als auch die pessimistischen Verlustformulierungen verstellen dabei jedoch den Blick auf die ursprüngliche Spaltung des Subjekts. Mein Körper sowie mein sich nachträglich einstellendes moi sind nämlich immer schon auf der Seite des Anderen. Was sich in virtual reality vielmehr einstellt, ist die Manifestation dessen, was immer schon ist, jedoch nicht als virtuell wahrgenommen wird, unsere eigene Realität ist immer schon virtuell im Sinne eines unhintergehbaren Spalts, dessen Suture, dessen Naht, Bilder in ihrer imaginären Dimension bilden.

Das Unbehagen mit dem Geschlecht

Sensibilisierungen in Hinblick auf sexuelle, kulturelle und ethnische Differenzen lassen sich in den letzten Jahren ohne Zweifel in be-

stimmten Gesellschaftsbereichen festmachen. Der medial inszenierten Euphorie von Geschlechterspielen ist jedoch durchaus mit Skepsis zu begegnen, denn die Orte, an denen die Geschlechterverwirrungen stattfinden und gelebt werden können, sind beschränkt und quasi nur tolerabel, wenn ghettoisiert.

Ich denke hierbei an die Ungleichzeitigkeiten, mit denen Homosexuelle derzeit konfrontiert sind. Zum einen die Erweiterung ihrer »Freiheiten« (z. B. die Möglichkeit, in bestimmten Staaten inzwischen heiraten zu dürfen), sowie zum anderen der offen artikulierten Wunsch von BürgerInnen, sie in Konzentrationslager zu verbannen bzw. sie zu vergasen¹. Ich denke aber auch an Netzdiskussionen, wo – in einer scheinbar anderen Öffentlichkeit – antisemitische, rassistische sowie sexistische Äußerungen nicht nur in rechten Gruppierungen (wieder) möglich geworden sind. Oder auch Ausflüge in virtuelle Welten enden mitunter jäh in der »realen« Gesellschaft und ihren Gesetzen, wenn die Rede von virtueller sexueller Belästigung einsetzt. Das heißt nun jedoch nicht, daß einem plattem Nihilismus das Wort geredet werden soll, vielmehr möchte ich den Blick auf jene Spalten und Ritzen lenken, wo etwas anderes für Augenblicke sichtbar und erlebbar wird.

Filmisches cross-dressing, Transvestitenbälle, die Figuren der Popszene, Modetendenzen – sie alle verdeutlichen eine mehr oder weniger verspielte Sehnsucht, in eine andere Haut, in die andere Haut zu schlüpfen, sie alle verweisen auf imaginäre/ phantasmatische Figurationen, die alles möglich sein lassen bis kurz vor die Grenzen des psychotischen Zusammenbruchs. Dies hängt, so ist hier anzumerken, mit der »Natur« unserer Sexualität zusammen, die – durch die Freudsche Unterscheidung von Trieb und Instinkt unhintergebar im Repräsentationssystem aufgefangen ist.

Das heißt, obgleich also als Organismus geboren, muß das menschliche Tier ständig einen Körper sich erobern, muß es ständig wiedergeboren werden – in und durch das Bild und in und durch den Signifikanten (vgl. Shepherdson, 1994, S. 166 ff.). Das heißt, der Ort des Körpers ist zunächst leer, eine ursprüngliche Leere, die in nachträglichen Verfahren – durch Worte und Bilder – besetzt wird. Diese Einhüllung des physischen Körpers in seine Bilder ist nun durchaus auf andere Bild-Realitäten übertragbar. So meint Margaret Morse in ihrer Arbeit über Frauen und Aerobics, daß die (sportliche) Konse-

quenz ein imaginärer ganzer Körper in Bewegung vor dem repräsentierten Ideal wäre.

»Was wir sehen können, ist die Konstruktion eines Imaginären, mit dem wir uns mehr als identifizieren: wir versuchen es zu inkorporieren. Wir konstruieren eine imaginäre Ganzheit, eine körperliche Perfektion, indem wir zwei unterschiedliche Räume zusammenbringen. Ein gespiegelter oder repräsentierter Raum mit dem realen Raum (eigene Übersetzung, Morse, 1987-88, S. 32).

All dies macht deutlich, daß die psychoanalytische Fassung des imaginären Körpers keine auf den subjektiven Raum beschränkte Selbsterfahrung ist, sondern generell im Wahrnehmungsprozeß von Bildern als Repräsentation von Subjektivitäten im Spiel ist.

Was die theoretische Diskussion um Geschlechtsidentitäten und ihrer Körper auf alle Fälle geleistet hat, ist die Umlenkung des Blicks auf das vermeintlich »Natürliche und Normale«.

Volkmar Sigusch, Mediziner und Psychoanalytiker, schreibt hierzu in einem mit Transsexueller Wunsch und zissexuelle² Abkehr betitelten Artikel³, daß ...

« ... (d)er Wunsch transsexueller Patienten, durch hormonelle und chirurgische Eingriffe dem jeweils entgegengesetzten Körpergeschlecht angepaßt zu werden, (...) nicht nur psychologisch zu begreifen (ist), (...) sondern auch im epistemologischen, diskurs- und dispositivanalytischen Sinn« (Sigusch, 1995, S. 811 ff.).

Sigusch spricht in diesem Zusammenhang von einem massenhaften kulturellen Unbehagen am Geschlecht, welches die Bindung sex und gender zu lockern zwingt. Das heißt, Geschlechtsidentität und Körper stehen vor einer historisch-theoretisch neuen Abkoppelung, die ihre harmloseste Manifestation im digitalen – elektronischen Geschlechtertausch oder cybersex findet. Die überall konstatierte Zunahme von operativen Eingriffen, um den Körper auf spezifische Weise zu verändern, der sich auch immer mehr Männer unterziehen, sind hierbei weitaus beeindruckender. Hierzu merkt Sigusch an:

»Operative Eingriffe und zum Teil drastische Manipulationen am eigenen Leib (...) sind offenbar in diesem Jahrhundert bei uns zu einem psychisch ebenso bedeutsamen wie mittlerweile kulturell etablierten Modus geworden,

die Not des Lebens wenigstens vorübergehend zu bannen. Doch alle Welt redet nur von den Transsexuellen. Ganz offensichtlich gibt es aber Millionen Zissexuelle, für die chirurgische Eingriffe nicht in erster Hinsicht lebensbedrohend, sondern lebenserhaltend sind, für die Operationen nicht die Bedeutung einer Verstümmelung, sondern einer Restitution haben, ob sie nun seeletheoretisch den Resultaten einer enormen Abwehrformation zugerechnet werden oder nicht* (a.a.O., S. 825).

So möchte ich abschließend die Frage von Elizabeth Grosz aufgreifen, die meinte, ob es nicht weitaus radikaler sei, anstatt darauf zu insistieren, daß gender variabel sein kann, darauf, daß eine irreduzible Instabilität dem sexuell markierten Körper zutiefst eingeschrieben ist, wodurch sich für Grosz die Frage nach den Fähigkeiten der Körper stellt und nicht mehr danach, wie oder was sie sind. Doch diese Potentiale der Körper würden auf alle Fälle kulturelle Toleranzschwellen übersteigen (vgl. Grosz, 1994).

Wenn heute eine Talkshow nach der anderen täglich und nächtlich im Fernsehen ein »perverses« Thema um das andere ans Licht der Öffentlichkeit zerrt, die Menschen mutig und aufrecht in die Kamera und in Richtung Studiopublikum ihre Wahrheit gestehen, ist vielleicht das Netz jener fantasmatisch neu besetzbare Bereich geworden, wo sich das Begehren nach einem Raum, innerhalb dessen alle möglichen Begehren ausprobiert werden können (vgl. Lajoie, 1996) auf den Weg macht, um seine Bahnungen zu ziehen.

Auch wenn ich mich nicht der Meinung Paul Virilios anschließe, daß die Liebe in virtueller Einsamkeit schwindet, finde ich seinen Untertitel »Von der abweichenden zur ausweichenden Sexualität« (1996) durchaus diskussionswürdig. Vor allem in Hinblick auf gesamtgesellschaftliche Transformationen, die die Verhältnisse Nähe – Distanz, öffentlich – privat, weiblich – männlich, Natur – Kultur, Körper – Geist, Realität – virtuelle Realität zunehmend spürbarer implodieren lassen.

Das heißt, genauso wie es möglich geworden ist, Masturbation im Museum als Kunstpraxis vorzustellen, genauso ist es möglich geworden, sich als asexuell oder als Fetischist/ in sexueller Distanz zu proklamieren. Was dadurch angedeutet wird, ist weniger ein »Verschwinden« oder »Verlöschen« sexueller Differenz – wie dies Baudrillard einmal prophezeit hat –, sondern die Inszenierungsstrategien sexueller Fantasien, erotischer Anziehung sowie Praxen des ge-

schlechtlichen Verkehrs erhalten neues Terrain, wo sich »abweichende« und »ausweichende« Sexualitäten gleichermaßen wieder treffen werden.

Anmerkungen

- (1) Der Vorarlberger Bürgermeister der Stadt Dornbirn hat dem Österreichischen Schwulen- und Lesbenforum ihre Jahrestagung in einer seiner kulturellen Institutionen verboten, mit dem Hinweis, daß damit eine Bejahung dieser unnatürlichen Lebensform unweigerlich verknüpft wäre, was im Zeitalter von Aids völlig unmöglich jedoch wäre. Diese Untersagung hatt eine äußerst erregte LeserInnenbrief-Aktion zufolge, bei der die Worte Vergasen und Zwangspsychiatisierung nicht selten vorkamen.
- (2) Der Begriff zissexuell wird von Sigusch als Opposition zu transsexuell eingeführt, um jene Menschen zu bezeichnen, bei denen Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität fraglos und scheinbar natural zusammenfallen.
- (3) Ich möchte mich an dieser Stelle bei Wolfgang Till bedanken, der mich auf diesen Aufsatz aufmerksam gemacht hat.

Literatur

- Ascott, R. (1993). Telenoia. In: Steirische Kulturinitiative Graz (Hrsg.), *On Line. Kunst im Netz* (S. 135-146). Graz.
- Hayles, K. (1994). *The Seductions of Cyberspace*. In: V. Andermat Conley (Hrsg.), *Rethinking Technologies* (S. 173-190). Minneapolis, London.
- Grosz, E. (1991). *Feminism and the Body*. *Hypathia. Journal of Feminist Philosophy*, 6 (3), S. 1-3.
- Grosz, E. (1994). *Experimental Desire: Rethinking Queer Subjectivity*. In: J. Copjec (Hrsg.), *Supposing the Subject* (S. 133-157). London, New York.
- Foucault, M. (1977). *Sexualität und Wahrheit*. Bd. I. Frankfurt/ M.
- Kroker, A. & M. (1996). *Digital Flesh: The Pregnant Robot*. In: M.-L. Angerer & U. Maier-Rabler (Hrsg.), *Time after media*. Innsbruck (in Vorbereitung).
- Lacan, J. (1974). *Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion*. In: *Schriften I* (S. 61-70). Frankfurt/ M.
- Lajoie, M. (1996). *Psychoanalysis and Cyberspace*. In: R. Shields (Hrsg.), *Cultures of Internet* (S. 153-169). London, Thousand Oaks, New Dehli.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1986). *Fantasy and the origins of Sexuality*. In: V. Burgin, J. Donald & C. Kaplan (Hrsg.), *Formations of Fantasy* (S. 5-34). London, New York.

- Morse, M. (1987-88). Artemis Aging: Exercise and the Female Body on Video. Discourse. Journal for Theoretical Studies in Media and Culture, X (1), S. 20-54.
- Piercy, M. (1993). Er, Sie und Es. Hamburg.
- Poster, M. (1990). The Mode of Information. Poststructuralism and Social Context. Chicago.
- Shepherdson, C. (1994). The Role of Gender and the Imperative of Sex. In: J. Copjec (Hrsg.), Supposing the Subject (S. 158-184). London, New York.
- Sigusch, V. (1995). Transsexueller Wunsch und zissexuelle Abkehr. Psyche, 9/10, S. 811-837.
- Springer, C. (1991). The pleasure of the interface. Screen, 32 (3), S. 303-323.
- Stanton, D. (1992). Discourses of Sexuality. From Aristotle to Aids. Ann Arbor.
- Stone, A. R. (1991). Will the Real Body Please Stand Up? Boundary Stories about Virtual Cultures. In: M. Benedikt (Hrsg.), Cyberspace. First Steps (S. 81-118). Cambridge (Mass.), London.
- Stone, A. R. (1995). Der Blick des Vampirs. Unter den Untoten am Beginn des virtuellen Zeitalters. In: M.-L. Angerer (Hrsg.), The Body of Gender (S. 187-204). Wien.
- Taylor, M. & Saarinen, E. (1994). Imagologies. Media Philosophy. New York.
- Virilio, P. (1996). Cybersex. Von der abweichenden zur ausweichenden Sexualität. Lettre, Europas Kulturzeitung, 32 (1), S. 74-77.
- Zizek, S. (1995). Über virtuellen Sex und den Verlust des Begehrens. In: K. Gerbel & P. Weibel (Hrsg.), Mythos Information. Welcome to the Wired World. ars electronica (S. 122-129). Wien, New York.